

Magdalena Paulus

Das Erbe der 68er

Mein langer Weg zur Freiheit

SCM
Hänsler

Inhalt

Kapitel 1

Aufbruch in eine neue Zeit – die 68er und ich	9
Die Kölner Demo 1966	9
Chancengleichheit: Bildung und Wohlstand für alle!	11
Die Ständegesellschaft lässt grüßen	12
Aufbruch in die Freiheit	15
Der Kalte Krieg und die Bundesrepublik im Jahr 1968	21
Notstandsgesetze und die APO	23
Radikale Gesellschaftskritik und Rudi Dutschke	26
Gewalt und Gegengewalt	29
Wurzeln des Jugendprotestes	31

Kapitel 2

Die Aufklärung:

Abschied von der Fremdbestimmung	37
Ständeordnung: Gott gibt jedem seinen Platz in der Welt	40
Die Reformation: Die Idee von der Verantwortlichkeit des Fürsten	42
Das Ende des Untertanen: Die Rechte des Bürgers	45
Der Absolutismus: Machtmissbrauch und der Ruf nach Mitbestimmung	47
Der Fürst als »erster Diener des Staates«: Der aufgeklärte Absolutismus	48
Von John Locke nach Amerika: »We, the people«	50
Die Aufklärung: Der Kampf für die Freiheit	51
Von der Aufklärung zu den 68ern	56

Kapitel 3

Die Frauen und die Freiheit	59
Eine Frau darf nicht lehren oder leiten	59
Frauenrolle: Haushalt, Kinder, Ehemann	62
Die Frau ist minderwertig!	64
19. Jahrhundert: Der Kampf um Gleichberechtigung beginnt	71
Die Frau im Ehe- und Familienrecht	82
Der Sieg des Grundgesetzes	88

Kapitel 4

Europa ohne Gott: Der Glaube an die Wissenschaft	89
Religion? Nein danke!	89
Der Fortschritt ersetzt Gott	94
Die Entthronung Gottes	107
Von Darwin zu Hitler	123
Das europäische Haus ist zerbrochen	126

Kapitel 5

Toleranz oder Gleichgültigkeit?

Das Ende der Wahrheit	129
Der Sinn von Religion: Anstand und Ordnung?	129
Wahrheit und Nützlichkeit	131
Der Dreißigjährige Krieg: Im Namen Gottes!	133
Toleranz: Im Namen der Vernunft!	135
Die Ringparabel: Schlüsseltext der Toleranzidee	136
Die Irrtümer der Ringparabel	139
Das Christentum ist keine Morallehre	140
Eine neue Religion: Der intolerante Humanismus	142
Die Wahrheit unter Fanatismusverdacht	144
Wenn alles gleich gültig ist, ist alles gleichgültig	147

Kapitel 6

Im Supermarkt der Religionen	149
»Wir glauben doch alle dasselbe!«?	149
Spiritualität ist cool: Harmonie mit dem Universum und dem Selbst	153
Der Esoterik-Boom: Geschäft, Gesundheit, Lebenshilfe	157
Esoterik: »Heilender« Glaube, wissenschaftlicher Humbug	159
Postmoderne: Abschied vom Rationalismus	161
Gott als Supermarkt-Artikel	163
Der Mensch als Gott: Die Religion der »Ich-Pflege«	165
Es geht um Wellness, nicht um die Welt	166
Die Kirchen: Verpasste Chancen	168

Kapitel 7

Auf der Suche nach dem Glück und der Stress der Selbstverwirklichung	171
Fremde Welt Gymnasium	171
Die multioptionale Gesellschaft	175
Moderne Erfolgsgeschichten	176
Von Performern, Expeditiven und Hedonisten	178
Gewinner der Postmoderne	180
»Du sollst schauen! Ich bin einmalig!«: Das Leben als Castingshow	181
Die Schattenseiten der multioptionalen Gesellschaft ...	184

Kapitel 8

Das grenzenlose Ich: Die Freiheit in Gefahr	189
Wo ist mein Platz in der Welt? Selbst-Test USA	189
Wer bin ich? Die Frage nach der Identität	191
Die bedrohte Freiheit	197

Der missbrauchte Mensch	204
Die Zukunft der Freiheit	212
Kapitel 9	
Kirche im Milieugetto	215
Christentum und Kultur	215
Kampfplatz Universität	218
Postmoderne: Die Christen in der Minderheit	220
Die »normale« bürgerliche Mitte und die Postmoderne	223
Gemeinden: Zeitinseln der Vormoderne	224
Ist das biblische Christsein vormodern?	227
Christen als Verhinderer und Blockierer	230
Die Gemeinde Jesu: Gefangen im Milieugetto.	232
Schwimmen oder untergehen	235
Kapitel 10	
Kirche als Avantgarde	237
Den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche	237
Die Kontextualisierung des Evangeliums	241
In der Welt – und zum Dienst berufen an der Welt	251
Die Gemeinde als Avantgarde	262
Kapitel 11	
Die verlorenen Söhne	267
Der christliche Glaube und die Freiheit	267
Der jüngere Sohn: Rebellion und grenzenlose Freiheit	272
Der ältere Sohn: Die bürgerlich Anständigen	277
Der dritte Bruder: Jesus	285
Die Bewahrung der Freiheit	291
Anmerkungen	293



KAPITEL 1

Aufbruch in eine neue Zeit – die 68er und ich

Die Kölner Demo 1966

Es war im Oktober 1966. In Köln fand die erste Großdemonstration statt – und ich war dabei! Die Straßen waren schwarz vor jungen Menschen. Tausende Schüler und Studenten zogen durch die Innenstadt und riefen spöttisch: »Wir sind eine kleine, radikale Minderheit.« Das war die Verharmlosung, mit der ein Regierungspolitiker die anwachsende Unruhe der Jugend verniedlicht hatte. Ganz Köln war blockiert. Der Verkehr brach zusammen, Busse und Straßenbahnen waren lahmgelegt, denn auf den Schienen kam es zu den ersten Sitzstreiks. Vordergründig ging es um den öffentlichen Nahverkehr, um Busse und Straßenbahnen: Es war der große Streik gegen die Fahrpreiserhöhung der Kölner Verkehrsbetriebe. Die Studenten hatten sich mit den Schülern der Gymnasien vereint, und die geballte

Frauenpower des städtischen Mädchengymnasiums Genovevastraße war mit dabei. Wir protestierten!

Am Abend gab es Straßenkämpfe zwischen der Polizei und den Studenten. Ich wollte bleiben, doch meine Freundin zerrte mich in eine überfüllte Straßenbahn und nach Hause. »Leider«, dachte ich damals. Denn endlich tat sich was! Ich wollte mich doch einsetzen im Kampf für eine bessere Welt und Chancengleichheit für alle. Und natürlich sollte sich auch politisch und sozial einiges ändern – das hoffte ich!

Ich hatte meine eigenen, ganz persönlichen Gründe für den Protest. Deutschland war damals ein ganz anderes Land. Die Gesellschaft war in mindestens zwei Schichten ge-

Ich fühlte eine unbändige Wut gegen eine Gesellschaft der Bevormundung und Ausgrenzung.

teilt, jedenfalls aus der Sicht meiner Familie und der Leute in unserer Straße, einer Reihenhaussiedlung am Rand von Köln: Es gab die Klasse der Studierenden, der Akademiker, die die

leitenden Stellen in der öffentlichen Verwaltung und in Wirtschaft und Politik besetzten. Wer Abitur und ein Studium hatte, war vorgesehen für eine Führungsposition. Wer das nicht hatte, konnte kaum aufsteigen. Und dann gab es Leute wie uns, Arbeiter und kleine Angestellte. Anfang der 60er-Jahre wohnten in unseren Reihenhäusern keine Akademiker. Niemand war auf dem Gymnasium gewesen, keiner hatte Abitur, niemand hatte ein Auto und alle hatten viele Kinder.

Ohne es deutlich benennen zu können, fühlte ich eine unbändige Wut gegen eine Gesellschaft der Bevormundung und Ausgrenzung. Angeblich lebten wir ja in einer neuen Zeit, in der die Begabung und nicht die Herkunft über den Zugang zu Bildung entscheiden sollte. Doch als Familie waren wir zunächst auf die alten Strukturen geprallt.

Chancengleichheit: Bildung und Wohlstand für alle!

In meiner Familie war ich das einzige Mädchen unter drei Brüdern, die Dritte von viere. Für meine Eltern und uns bedeutete Freiheit Chancengleichheit: die Möglichkeit des Aufstiegs in eine höhere soziale Schicht. Die Voraussetzung dafür war ein Zugang zur Bildung, wie er lange nur Kindern von Akademikern oder Bessergestellten vorbehalten gewesen war. Mein Vater war Handwerker, gelernter Schneider, und wie meine Mutter hatte er »nur« einen Volksschulabschluss. Zu mehr hatten ihre Kreise damals keinen Zugang gehabt. Dabei konnten sich beide in Sprache und Schrift hervorragend – und fehlerlos – ausdrücken, anders als viele Menschen heute in den Zeiten der SMS. Beide waren sehr belesen und gaben ihre Lesekultur an uns Kinder weiter. Sie verschlangen alle Neuerscheinungen der »Büchergilde Gutenberg«. Das Haus war immer voller Bücher, und für Bücher war immer Geld und Zeit da. Täglich wurde der »Kölner Stadtanzeiger« von vorne bis hinten durchgelesen – und ich las ihn auch.

Wie viele Nachkriegseltern wollten sie, dass ihre Kinder vorankamen – und Bildung war für sie der Schlüssel zum gesellschaftlichen Aufstieg. Obwohl Geld bei uns immer knapp war, ging es ihnen nicht ums Geld. Vielmehr sollten wir die Bildung bekommen, zu der sie nie eine Chance gehabt hatten. »Wer eine gute Ausbildung hat, findet immer Arbeit«, hieß es. Wir sollten die Möglichkeit haben, das zu verwirklichen, was in uns angelegt war – unser Potenzial zu entfalten. Wir sollten die gleichen Möglichkeiten haben wie die Kinder der Gebildeten. Und auch ich als Mädchen unter drei Brüdern sollte gleiche Chancen haben. Da in unserer Gesellschaft die Gleichberechtigung der Frau noch nicht voll durchgesetzt sei, bräuchten Mädchen in der Ausbildung deshalb einen Startvorteil, meinten meine Eltern.

Die Ständegesellschaft lässt grüßen

Folglich planten meine Eltern, dass mein ältester Bruder aufs Gymnasium gehen sollte. In den 50er-Jahren kam es dabei auf die Empfehlung des Klassenlehrers an. Doch der Rektor der katholischen Volksschule verweigerte ihnen diesen Weg mit einer fadenscheinigen Begründung: Es sei doch auch wichtig, dass es gute Handwerker gebe, nicht wahr? Hinzu kam die perfide Frage, ob sie meinem Bruder Nachhilfeunterricht geben könnten, wenn er in Mathematik oder Fremdsprachen nicht mitkäme. Natürlich nicht. Und so kam es, dass sie sich nicht wehrten, sondern sich fügten. Aber meine Eltern waren empört und fanden das ungerecht: Sollte der Zugang zum Gymnasium vom Bildungsstand der Eltern abhängig sein oder davon, ob sie sich Nachhilfeunterricht leisten könnten? Heute würde man vor dem Verwaltungsgericht klagen. Doch ein solcher Schritt war für sie undenkbar, schon wegen des finanziellen Risikos.

Ich war noch viel zu jung, um diesen Konflikt aus erster Hand mitzuerleben. Aber meine Mutter kränkte er nachhaltig. Aus ihren Erzählungen darüber erfuhr ich später, wie sehr sie es als Demütigung empfanden, dass man uns, nur weil wir nicht aus den richtigen Kreisen kamen, die gleichen Chancen verweigerte – ebenjener Bildungsaufstieg, der ihr Lebenswunsch für uns war. In einer Zeit angeblich ohne Klassenschranken hatte der Volksschulrektor selbstherrlich über unseren Kopf hinweg entschieden, dass die Welt Handwerker, natürlich ohne Abitur, bräuchte, und unserer Familie den gesellschaftlichen Aufstieg verweigert. Statt der Freiheit und dem Fall der Klassenschranken erlebten wir die Fremdbestimmung durch den Schulleiter. Die alte Ständegesellschaft ließ grüßen: Er nahm sich heraus, für uns zu entscheiden, dass unsere Familie, jedenfalls mein Bruder, in dem Stand zu bleiben hätten, in den wir

hineingeboren waren. Dabei hatten die Verfassungsväter und -mütter 1948 ins Grundgesetz geschrieben: »Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden.«¹

Folglich propagierten auch die öffentlichen Verlautbarungen von Politik und Werbung gleiches Recht für alle. Uns wurde also etwas verweigert, auf das wir ein Recht hatten. »Wir sind denen nicht gut genug«, diese Zurückweisung wurde zu einer empfindlichen Stelle und schmerzenden Wunde, die nie wirklich verheilte. Dies war kein Einzelfall. Nach einem Vortrag über dieses Thema erzählte mir eine Kölnerin, dass ihr in den 60er-Jahren die Oberstudiendirektorin eines Kölner Gymnasiums ins Gesicht gesagt habe: »Ein Arbeiterkind gehört nicht aufs Gymnasium.«

Diese Ausgrenzung wiederholte sich für mich auf einem anderen Schauplatz. Ich war vielleicht fünfzehn Jahre alt und ging schon aufs Gymnasium, als ich mich in unserem Vorort auf den Weg zum Arzt machte. Ich hatte eine schwere Erkältung. Mir ging es nicht gut. Damals gab es keine Computer und keine Krankenversicherungskarten in Kreditkartenformat. Wenn man als abhängiges Familienmitglied krank wurde, dauerte es fast zwei Tage, bis man den Arzt aufsuchen konnte. Krankenscheine wurden nicht auf Vorrat, sondern nur bei aktueller Erkrankung ausgehändigt. Man musste den Vater bitten, bei der Personalabteilung einen Krankenschein abzuholen. Erst am übernächsten Tag betrat ich also eine neue Arztpraxis in unserem Vorort. Während ich vor der Empfangstheke wartete, studierte ich nichts Gutes ahnend das Schild, das an der Wand dahinter hing: »Bewohner des ›Springborn‹ werden nicht behandelt.« Oh je, »Am Springborn«, das war meine Straße! Und ich kombinierte sofort, wen das Schild meinte: Unsere Straße zog sich von unseren Reihenhäusern an Kleingärten vorbei unter der Autobahn durch.